

# Illustriertes Sonntags-Blatt



## Die sieben Sterne.

Roman von Albert Petersen.

(Fortsetzung.)

In der Mittelholzfront stand ein Fenster offen, aber wie tot lag der ganze Hof da, kein Mensch war zu entdecken.

Vom Tale, das sich bis zum harnes hinzog, schritt ein schlankes, hellriges Mädchen auf Baer Bjarnar zu. Sie ging langsam unter der Last eines Beses mit feuchter Wäsche, die sie drüben den heißen Quellen gereinigt hatte. Leppend, traurig, wie in Uebereinstimmung zum Gang und zu dem seltsam vermittigen Blick der großen leichten Augen, klangen leise die Töne der Hirtin: „Og med dinim Anda...“ Siebenzehn Jahre mochte das Mädchen sein. Das Antlitz war länglich, norwegisch, doch weich gerundet blühten die roten Wangen, um welche der Wind losend Boden wehte. Die Gestalt rohte sich nicht in dem engen Nieder, als strebe sie erst nach Entfaltung.

Als sie, immer noch singend, dem Hofe kam, erschien im Rahmen des getretenen Fensters der wettergebräunte Kopf des älteren Mannes, ein behaarter, breitgesichtiger Mann fuhr an der reichlich getragenen Nase entlang, ein Paar graue Augen versuchte zornig zu blicken, konnte aber die angeborene Gutmütigkeit des Mannes nicht verleugnen, und polternd schrie das Mädchen angefahren: „Nein, sagjet, das Geseire unterlaß. Davon kommst du dem Prestur vorwünseln. Dein Vater sänge lieber aus dem alten Buch des grauen Hafold: „... eldi þu eggjar utan görvar...“ Das Mädchen lächelte, und die Wäsche um sie tragend, sang sie leise: „... i þrumar töidu inni formi...“ Im Gudrunliede, im alten...

Der Wohnraum war nicht sehr groß. Ein Stoffteppich bedeckte den ganzen Fußboden. Vor den schweren Armstühlen lagen Schaffelle, welche dem Ganzen etwas

Barnes, Wohnliches gaben. Die Möbel, Sofa, Tisch und Stühle waren altmodisch, wohl von Dänemark importiert. Ueber dem Sofa hing ein verräuchertes Delbild,



Gintressen und Auspacken von Liebesgabenpaketen im vordersten Schützengraben. Leipzig: Grosse-Blitz.

welches Gorn den Alten im drohenden Bogenbrausen darstellte.

Auf dem Tisch stand eine bauchige, buntbemalte Tasse, daneben ein dampfender Teetopf und eine hohe Flasche mit durchsichtig heller Flüssigkeit — Schnaps.

Schon wollte Eyvindur, der Herr auf Baer Bjarnar, vom Fenster zurücktreten, als sein Blick auf drei Männergestalten fiel, die sich verschwommen aus dem grauen Nebel lösten.

„Nanu, Margrjet? 's gibt noch Gäste zum Abend. Wie gut, daß ich ein Lamm schlachtete.“

Die Tochter trat ans Fenster.

„Fremde — Schiffer“, rief jetzt Eyvindur erleichtert aufatmend. „Na, so zeige, Margrjet, daß wir auch nach der Mutter Tode noch Gastfreundschaft kennen auf Baer Bjarnar.“

Ueber das kurze Gras schritten Tomme Theben, Balthasar Jwersen und, ein wenig abseits von den beiden — Garre Jngwersen. Sie kamen, um Bölas Bruder Grüße von der fernern Schwester zu bringen, sie kamen — wegen der sieben Sterne.

Tomme und Balthasar waren in froher Stimmung. Sie hatten sich auf dem Segler die ärgsten Grobheiten an den Kopf geworfen, bei der Landung in Neuhavil aber Versöhnung gefeiert und, während die Genossen ihr Neuheres ein wenig aufreichten, sich dem dänischen Aquavit reichlich gewidmet.

Garre Jngwersen schritt finster neben ihnen her. Er hatte sich den Gang zum Baer Bjarnar so ganz anders vorgestellt. Und an Nebenbuhler um die sieben Silbersterne nicht gedacht, und hätte sich doch sagen müssen, daß, wie in jedem Jahre, auch jetzt mehrere andere versuchen würden, sich die stolze herberschöne Ragnhildur durch Ueberbringen der Brautkrone zu eringen. Finster blickte sein Auge, aber feste Entschlossenheit lag in den männlichen Zügen.

Eyvindur stand vor der Haustür und erwartete mit der schweigenden Verlegenheit, welche dem Isländer Fremden gegenüber eigen ist, die Nahenden.

Tomme und Balthasar wußten, daß der Gefährte das bessere Dänisch sprach und sich dem Isländer am leichtesten hätte verständlich machen können. Aber um den andern sogleich den Rang abzulaufen, begann der redselige und feste Balthasar: „Guten Tag, Gruß von deiner Schwester Böla. Ich bin zwar nicht zum erstenmal schiffbrüchig, aber schon wieder einige Tage in kleinem Boot auf dem Meer umhergeirrt, bis man uns nach Neuhavil brachte. Dürfen wir eintreten.“

„Willkommen“, erwiderte Eyvindur.

„Welch Glück daß Böla Truelsens mich beauftragte, nach Baer Bjarnar zu gehen.“ meinte Balthasar, mit dem Besitzer ins Haus tretend.

Die beiden andern folgten. Tomme fühlte sich bei Jwersens Redseligkeit und Bordenängen recht unbehaglich und warf Garre einen unsicheren, verlegen fragenden Blick zu. Der aber schien sich über des andern Prahlerei zu belustigen. Seine finstere Miene hatte sich aufgelöst, ein Lächeln um den Mund, mit fröhlichen

Augen trat er als letzter in den Wohnraum.

Damals bestand noch die altisländische Sitte, daß Gäste durch einen Kuß willkommen geheißt wurden, und als Balthasar das junge Mädchen gewahrte, ging ein breites Grinsen über sein Gesicht.

Doch Margrjet neigte nur den blonden Kopf und sagte, zum Vater gewandt: „Soll ich das Mahl bereiten?“

„Ja, Mädchen, aber erst Tassen für Punsch.“

Bald saßen die Männer im Kleinen, aber behaglichen Raum schmunzelnd hinter ihren dampfenden Teepunschassen. Eyvindur schien die Bechgesellschaft zu rechter Zeit zu kommen. Er verlor immer mehr seine anfängliche Schweisamkeit und redete eifrig halb isländisch, halb dänisch, dazwischen einige deutsche und englische Broden.

Er schilderte, wie Jörgensen im Jahre 1809 sich zum Herrscher der Insel habe machen wollen. Welch Unglück ein Jahr vorher die Insel heimgesucht; der Engländer Gilpin raubte 37000 Reichstaler, die heißen Quellen brachen aus, Erdbeben verwüsteten Ortschaften und Höfe.

Garre hörte ihm ernst zu. Und dieses armelige Land lieben die Isländer so sehr? Dahin sehnt sich Böla zurück aus der fruchtbaren, reichen Marsch? Von ihrem stolzen, geräumigen Hof?

„Stal, Stal!“ rief Eyvindur, zum Trinken ermunternd, „vergessen wir die Nebel des Lebens.“

Balthasar kam allmählich in das Stadium, da er mit seinen Abenteuer prahlte. Und während Margrjet den Tisch deckte und den saftigen Braten auftrug, erzählte er von seinen Unfällen auf See.

„Als ich den Walfsch sah, stand ich hoch, holte weit aus, um die Harpune zu werfen . . .“

Und Balthasar erhob sich, um vorzumachen, wie stolz er dagestanden. Aber der Teepunsch wirkte schon, und so stand der stotternde Harpunenschleuderer dinglelnd am Tisch. Margrjet sah ratlos zu Garre hinüber, er aber nickte ihr lustig lächelnd zu.

Tomme Theben jedoch ärgerte sich über des Genossen schwachste Prahlerei, und mit höhnischem Aufschauen rief er:

„Deuho, mien Jung, speel di bota nich up!“

Ueber des Verspotteten Antlitz ging ein haherfülltes Zucken. Aber er hielt es für klug, zu schweigen. Hastig goß er den Punschrest hinunter und ließ sich die Tasse von dem Mädchen wieder füllen.

Garre begann in seiner ruhigen Art ein Gespräch mit dem Gastgeber. Er fragte ihn nach Weide und Schafzucht, und bald kamen sie von wirtschaftlichen Fragen auf politische.

Mit finsternen Blicken mußte Balthasar sich gestehen, daß der Isländer Garre Jngwersen offensichtlich vorzog. Wohl rief er den beiden andern aufmunternd „Stal“ zu und forderte sie lachend auf, dem Braten tüchtig Ehre anzutun. Mit seinen Gesprächen und Schwärzungen aber wandte er sich nur an Garre, der ihm ernst zuhörte.

Balthasar goß in steigender Wut eine

Tasse nach der andern hinunter, bis schließlich alle Ueberlegung verließ und mit der Faust auf den Tisch schlagend, „Das sage ich aber, die sieben Sterne, Falbur bekomme ich!“

Da sprang Tomme Theben auf, seinen gewaltigen Körper und schrie: „Hahaha! Nein, Eyvindur, mir den Braut schmut, mir die Braut. Sonst —“

Der Gastgeber fand vor Erstaunen Wort, ratlos fragend sah er Garre der mit finsterner Stirn dasaß.

Jetzt aber erhob sich der Isländer. „Fort mit euch,“ stieß er hervor, „sage ich. Soll ich erst die Knechte w oder die Hunde holen?“

„Kommt,“ forderte jetzt Garre die nassen auf, „kommt, ihr habt das Gaste verkehrt. Kommt, ihr besudelt den der Nordfriesen.“

Und er versuchte die andern mit fortzuziehen.

„Halt,“ rief da Eyvindur, seine M auf Garres Arm legend, „du ble Was sollst du darunter leiden, daß beiden meiner Tochter Brautschmut Glück nehmen wollen. Geht, ihr oder —“

Der Isländer wandte sich zur Tür.

Balthasar, dessen Horn allmählich Ueberlegung wich, sagte: „Laßt gehen, Tomme, was können wir gegen die ganze isländische Sippe. Wohl, Garre, du schlauer Fuchs.“

Noch stand dieser unentschlossen, er nicht doch die Landsleute begl sollte.

„Bleibe,“ wiederholte Eyvindur, „du denn nicht, daß sie nicht deine Fre sind?“

Balthasar und Tomme schritten melnd hinaus in die sommerhelle M Ein mattes Rot lag über Beide Strand, übergoß die Bergespitzen rosiggoldigem Glanz.

„Mittsommer nacht,“ flüsterte Eyvindur, der mit Garre und Margrjet beiden nachsah, fast feierlich.

„Gütet euch, Menschen, vor Freja Galder,“ entfuhr es dem jungen Mädchen dann zuckte es zusammen und trat sch ins Innere des Hauses zurück.

„Galder?“ fragte Garre, ihr ernst nachblickend. „In den roten Nächten, in der Ferne Musgelheims Flammen schlagen, kingt die Erde von leisen berstenden. Ad die Göttin der Fre segnend über Nordland,“ antete der Bauer ernst.

Garre blickte auf und sah, daß auf vindurs Antlitz ein feierlicher, fast ge nisvoll ängstlicher Ausdruck lag. Frieße mußte an des Kapitäns Beh tung denken, daß die Isländer so gläubisch seien.

„Segnend?“ fragte er dann gedat voll.

„Glaubst du nicht daran? Hast du nicht gefühlt?“

Garre fand keine Antwort. Zu war ein großes Staunen: war dieser neben ihm derselbe, der den ganzen über nur einen Punsch nach dem and

und sich „die Rebel des Lebens“  
winken wollte?

Segen, ja, Segen. Ist es nicht so,  
Logar meine Schwester Wöla, die doch  
Heimat verließ, durch die Liebe glück-  
wurde?“

Der Frieze nickte.

Der Falbur — stammelte er.

Ja, der Brautschmuck bringt Glück,  
barte Eyvindur heftig, „aber sage,  
wollen all deine Landsleute mit dem  
aud, an dessen Kraft sie doch nicht  
den? Warum kommen sie in jedem  
e, um meiner Tochter das Segens-  
zu rauben?“

Da entgegnete Garre langsam: „Wer  
s Tochter den Falbur bringt, der  
sie freien.“

Nach kurzem Schweigen forschte Eyvin-  
dur: „Und alle, die nach dem Braut-  
schmuck fragten, begehrten meine Schwe-  
ster zum Weibe?“

Magnhildur ist die Schönste im Lande.“

Als Garre dann ausblickte, sah er, daß  
Margrjet wieder bei ihnen stand und daß  
ihre Augen ernst forschend auf seinem Ge-  
sichte ruhten.

Eyvindur aber sagte mit seltsam frem-  
der Stimme: „Mädchen, bereite dem Gast  
Lager. Komm, Garre, ich will dir den  
wird zeigen.“

Die traten ins Haus zurück, und der  
Frieze führte den Friezen an eine  
Öffnung, aus der er den Brautschmuck hob.  
beglückwünschte herrschte im Raum, Garre  
unendlich die Umrisse des schwarzen  
Abandes, des sich hoch darübertür-  
enden hellen Schleiers. Und die sieben  
Sterne blickten funkelnd.

— Das ist der Falbur, Garre Ingwersen,  
den die holde Freja den Töchtern  
des Hauses Segen spendete. Komm,  
ich in dieser Nacht vor deinem Lager  
stehe.“ Der junge Mann sah den Frie-  
ze erstaunt an.

Wange lag Garre nach. Jetzt quälte  
ihn der Gedanke, daß er nicht offen ge-  
den hatte, warum er in dieses Haus  
gekommen. Die Genossen waren fortgejagt  
Mädchen — und er? Er wollte ja gar nichts  
haben. Er wollte den Schmuck, den sie  
bestimmten Falbur, der mattrotlich glän-  
te vor seinem niedrigen Lager stand.

Blötzlich durchzuckte ihn der Gedanke:  
am den Schmuck! Entfliehe! Warum  
nen der seltsame Mann ihn dir ans Lager  
schenkt? Er trägt die Schuld! Entfliehe.  
Er grübelnd lag er da. Draußen leuchtete  
an Sommerhimmel, auf den Wiesen schrie  
n und wann ein Sumpfvogel.

Welch ein Schuft wärst du, wenn du  
st mit dem Schmuck davoneilst!

Als Garre sich endlich zu dem Ent-  
schuldig durchgerungen, daß er morgen frei  
so Eyvindur hintreten und ihm offen alles  
in wolle, schlief er ein.

Im Baer Hjarnar aber lag noch je-  
d ruhlos in den Kissen und starrte  
los hinaus in die rote Nacht.

Die junge Margrjet streckte in unbe-  
stem Sehnen die schlanken Arme aus  
faltete die Hände in dem heißen  
ng, blickte zu müssen. Margrjet betet

heiß zu Freja, der holden, milden Be-  
schirmerin süßer Menschenliebe. —

Als Garre Ingwersen am nächsten  
Morgen ziemlich spät seine Kammer ver-  
läßt, sieht er des Mädchens schlank Ge-  
stalt mitten im flimmernden Sonnen-  
glanz auf der Wiese stehen, auf deren  
graugrünen Grasmatte ein sommerfroher  
Schimmer zu liegen scheint.

Als er ihr frisch ein freundliches „Gu-  
ten Morgen“ zuruft, wendet sie sich er-  
rötend um, als müßte er erraten, daß sie  
eben gerade an ihn gedacht.

Leise, mit fast zitternder Stimme gibt  
sie den Gruß zurück. Ihre Augen streifen  
kaum die seinen und irren vor seinem  
Blick unsicher, unruhig zu Boden. Doch  
Garre merkt es nicht.

„Wo ist Eyvindur?“ fragt er, „ich  
muß mit ihm sprechen.“

Margrjet streckt den Arm aus.

Ja, da kommt der Isländer langsa-  
men Schrittes aus der Stalltür.

Die Männer reichen sich zum Morgen-  
gruß die Hand. Eyvindurs Augen ruhen  
in tiefem Forchten auf des jungen Frie-  
sen Antlitz.

„Du mußt mit mir reden?“

Garre ist verwirrt. Er wirft einen  
Blick auf das Mädchen, als wolle er dem  
Isländer zu verstehen geben, daß er  
Margrjet nicht zum Zeugen des Gesprächs  
machen möchte. Doch Eyvindur kann oder  
will ihn nicht verstehen.

„Du mußt mit mir reden?“ wieder-  
holte er.

Und tief atmend beginnt Garre: „In der  
Nacht schiddest du meine Gefährten fort,  
weil sie des Schmuckes wegen kamen. Du  
sollst die volle Wahrheit wissen, Eyvin-  
dur: auch ich kam, um den Falbur zu er-  
werben.“

Ein langes Schweigen folgt. Ueber  
des Isländers Gesicht hat sich ein feines  
Lächeln des Verstehens gelegt. Und ohne  
Erregung antwortet er: „Der Schmuck  
stand ja an deinem Lager, Frieze.“

Garre ist ja in quälender Versuchung  
gewesen, stundenlang, daß aber ein ande-  
rer ihm solche Tat zutraut, macht ihn  
zornig, und einen finsternen Blick auf den  
immer noch lächelnden Bayern werfend,  
stößt er hervor: „Ich sagte: ich wollte  
mir den Schmuck erwerben.“

„Zürne nicht, Garre,“ und Eyvindur  
streckt ihm die Rechte hin, „ich wußte, be-  
vor du dich schlafen legtest, daß auch du  
des Falburs wegen kamst, wußte, daß du  
Wölas Tochter liebst und dir ertingen  
möchtest. Garre, niemandem gönne ich  
das Mädchen eher als dir. Aber, Frieze,  
du kannst nicht fordern, daß ich meiner  
Tochter Glück opfere für — andere.“

Margrjet hat dem Gespräch mit wach-  
sender Spannung gelauscht, jetzt steht sie  
leichenbläß mit schlaff hängenden Armen  
da und hat Mühe, die Tränen zurückzu-  
halten.

„Lebe wohl, Eyvindur,“ nimmt Garre  
wieder das Wort, „ich will —“

Doch Eyvindur unterbricht ihn leb-  
haft: „Bleibe, Garre, sei mein Gast, bis

dein Schiff im Hafen drüben liegt. Zürne  
nicht, Garre, bleibe.“

Und Garre Ingwersen blieb. Aber in  
seinem Herzen war bittere Trauer. —

Freja Wanadis lehrt nicht wieder?

Freja Wanadis, bist du tot?

Brage, singe Trauerlieder,

Flammet, Muspels Söhne, rot.

Weißer Balder, trauernd weiche,  
Während Gela hassend kreischt.

Odur weint an Frejas Leiche,  
Die der blasse Raststrand heischt.

Geirsodd sei das Heil der Männer;  
Freja Wanadis ist nicht mehr.

Sleipner rast, des Odin Kenner,  
Ragnarök naht wetterschwer.

Freja Wanadis ist gewichen,  
Segenleer der Götter Hand,  
Alles Menschenglück verblichen,  
Seit der Freja Segen schwand.

Leise, fast flüsternd sang Margrjet das  
alte Lied unglücklicher Liebe vor sich hin.  
Sie sah zurückgelehnt am Fenster ihrer  
Kammer und starrte hinüber zu den rot-  
glühenden Bergen. Flammender Schein  
lag auf der Weide und den Hügel, auf  
der Stadt und dem Meer. Nicht hell,  
nicht dunkel war die Nacht, geheimnis-  
volle, rötliche Dämmerung füllte das All.

Blötzlich zuckte das junge Mädchen  
zusammen. Hastig stand sie vom Stuhl  
am Fenster auf und trat ins Innere der  
Kammer zurück. Unten auf dem Teppich  
der Wiesen schritt der junge Fremde lang-  
sam auf und ab. Die Hände lagen auf  
dem Rücken, der Kopf war geneigt.

(Fortsetzung folgt.)



## Die Handharmonika.

Kriegserzählung von Albert Petersen.

Im frühen Sommer war's noch.  
Wir lagen im Schützengraben  
dicht den Kassen gegenüber, die  
noch die Feldbefestigung vor  
ihrer nordpolnischen Festung  
hielten. Unser Regiment hatte seit Mo-  
naten nur die Aufgabe gehabt, die Rußlis  
festzuhalten. Die Gegend war waldreich,  
und wir hatten Zeit und Gelegenheit ge-  
habt, unsere unterirdische Stadt mit allem  
„Komfort“ der Neuzeit auszubauen. Ich  
bewohnte mit einer Ordonanz die „Pa-  
schaburg“ in der „Davidstraße“. Und da  
der Mensch sich auch an Fliegenheere und  
Mäusescharen gewöhnt, so fühlte ich mich  
sehr wohl, zumal der Stulle mit seinen  
Granaten zu weit und seinen Schrapnell's  
zu hoch zu schießen pflegte, und seine Ge-  
wehrgeschosse an unsern Schutzschildern  
nur ein harmloses „Ping“ erzeugten.  
Uebrigens hielten wir mit den „Rasch-  
mariks“ ganz leidliche Nachbarschaft. Wenn  
sie drüben ihre schwermühtigen Lieder san-  
gen, hörten wir zu, und unsere Haus-  
kapelle spielte so laut, daß die Rußlis auch

Genuß davon hatten, wenn — wenn sie nicht allzu musikalisch gewesen sind. Zwar besaß unsere Kapelle nur sehr einfache Instrumente, bis auf die Handharmonika, dieses Renommierstück, daß dem begabten „Bill-Willem“ gehörte. Wie jeder geniale Künstler hatte auch Bill etwas entschieden Eigenartiges. Schön war er nicht. Kleine Schweinsäuglein und eine fatal rotblaue Nase, dazu ein Paar Ohren, die durch die Ringe nicht kleiner erschienen. Im Nebenberuf war er Hasenarbeiter, hatte seine musikalische Begabung aber in den Kellertreppen der nicht gerade rühmlich bekannten Niedernstraße zu Hamburg in den Dienst der kunstdürstigen Menschheit stellen können. Und nun spielte er uns vor.

Hinter unsern Gräben wogt das Korn. Blaue Chanen neigten ihre Köpfe sommerkühn grüßend über den Grabenrand. Und wenn dann Bill mit unbeschreiblich genialen Bewegungen nach seinem Instrument griff, um „Es war ein Sonntag hell und klar . . .“ zu spielen, konnte man fast vergessen, daß man mitten im größten aller Kriege sich befand.

Aber immer konnte unser Sommeridyll nicht währen. Eines Tages hatte unsere Nachbardivision die russische Stellung durchbrochen, und da begannen auch für uns die langen Wochen einer rücksichtslosen und nicht zu hemmenden Offensive, die viele Ertzbehrungen und Opfer forderte. Und Bills Handharmonika wanderte zur Bagage. Die lärmende Musik der Geschütze und das surrende Zwitschern der Kleingeschosse begleitete uns jetzt, und lagerten wir einmal weiter entfernt vom Gegner, so mußten die Leute ihr „. . . in der Heimat, in der Heimat . . .“ ohne Bills Musikbegleitung zu den Sternen schiden.

Einmal allerdings hatten wir zwei Tage Ruhe. Die Herren Russen hatten die Absicht gehabt, das ganze Dorf in Brand zu stecken. Aber wir waren ihnen wohl zu sehr auf den Fersen gewesen, und da hatte ihnen die Zeit gefehlt, ganze Arbeit zu machen. Die eine Häuserreihe stand noch, und mit drei Kompagnien machten wir es uns in den elenden Holzshütten bequem. Außerdem war in den Gärten reichlich Gemüse, und herrenlose Hammel und Hühner irrten umher, sodaß auch unser nicht verwöhnter Magen wieder einmal zu seinem Recht kam.

Gegen Abend zog ein aktives württembergisches Bataillon ein, suchte zwar „unsere“ Gemüsegärten heim, ließ uns aber unsere Paläste und schlug Zelte auf. Es war ein milder Augustabend, Bivakfeuer flackerten auf, und dann — die Württemberger hatten eine „richtiggehende“ Musikkapelle mit — die einzige übrigens, die ich in Polen gehört.

Ich erinnere mich noch — es war am Geburtstag des alten Kaisers Franz Joseph. „Gott erhalte . . .“ wurde gespielt und gesungen. Und dann — es hatte etwas Rührendes, wie begeistert die Württemberger ihr Heimatlid „Preisend mit viel schönen Reden . . .“ mitsingen. Mir hatte das Lied alle Anabenerinnerungen geweckt. Eberhard, der Kauschebart und die Gestalten des „Lichtenstein“ stiegen vor mir auf. Träumend schlenderte ich dahin,

bis mich das Gespräch einiger unserer Leute aufhorchen ließ.

„Ja, Bill, gegen diese hier bist du doch man 'n schlechter Mus'fant.“

„Und was nützet dich ein Instrumente, wo nur auf der Bagage liegt . . .“ sang ein anderer.

„Tschä, verdammi, wenn ich's bloß hier hätte,“ sagte jetzt Bill, und hatte dabei

hatte Bill den ganzen Tag mit dem reiten und Verschlingen von Decken zugebracht.

Und er schnitt jetzt auch ein so m'geschlagenes Gesicht, als müßte er zu sein Liebste um ein Einsengericht raten zu haben.

Kurz darauf brachte eine unserer trouillen einen jungen Burschen in



Von Granatkugeln getroffene Christusfigur am Friedhof zu Konstantinow bei Warschau.  
Davor deutscher Posten.

Beipziger Presse.

jenen wehmütigen Blick, den ich so oft sah, wenn Leute von den Thronen dahoim sprachen.

„Na, das sagst du so, hätt'st deinen Musikkasten ja man holen können, aber hattest den ganzen Tag ja für nichts anders Zeit als für Kochen und Braten.“ — Man sagt es den Künstlern ja nach, daß sie nicht allein für ästhetische Gemüße großes Verständnis haben, und tatsächlich

lumpstem Zivilzeug, der ganz den Eindruck machte, als stände er in militärischem Alter.

„'n Spion“, meinte der Patronenführer.

Ich hielt ihn eher für einen Defektkoch von denen wir in den Wäldern schon verschiedene in Zivilkleidung aufgefressen hatten.

Kampf im Hochgebirge.



Osterr.-ungarische Patrouille im Neuschnee ein Hochplateau in den Dolomiten überschreitend.

Leipz. Presse-Büro.



Vorgeschobene Telephonstelle an einem der zahlreichen kleinen Dolomitenseen.

Leipziger Presse-Büro.

„Soll der zum Regimentsstab zurückgebracht werden?“ fragte Bill plötzlich.

„Ja“, knurrte der Patrouillenführer, „da kommt man wegen solchen Kerls auch noch um den Schlaf.“

„Ich gehe mit.“

Und Bill, der sonst immer sagte: „Ich mache alles mit, bloß nichts Freiwilliges“, erhielt die Erlaubnis, in die dunkle Nacht hinauszustiefeln.

Am nächsten Morgen bei frühem Taggrauen weckte mich Harmonikaspiel.

„... drum, Mädchen, weine nicht,

sei nicht so traurig.“

Nach einem Landwehrmann

Das Herz nicht schwer . . .“

Ich sprang auf, um dem Musikus ganz gründlich meine Meinung über diese Störung zu zeigen.

Aber Welch kindlich glückliches Gesicht machte Bill, während er mitten zwischen Sonnenblumen, Kohlköpfen und Rübenkraut auf einer zerbrochenen Bettstelle lag und zärtlich sein Instrument handhabte.

Und den ganzen Tag über hatten wir den musikalischen Genuß von Bills Harmonikaspiel. Sein Kochgeschirr kam heute garnicht übers Feuer.

Leider mußte er sich schon bald wieder von seinem geliebten Instrument trennen. Am demselben Abend kam der Befehl „Fertig machen!“ Und wieder ging's hinter den Russen her, bis sie sich wieder irgendwo festgebissen hatten und wir sie zurückwerfen mußten.

Dann aber kamen jene Tage, da wir vor der starken Festung lagen. Aus den Forts wie es Tod und Verderben. Die Russen hielten sich sogar noch in ihren starken Feldbefestigungen. Aber unsere prächtige Artillerie machte schließlich die feindlichen Stellungen sturmreif.

Wir lagen in Reserve an der großen Heerstraße.

Deutlich konnte ich am Nachmittag mit dem Glas sehen, wie ein anderes Infanterieregiment den Feind angriff.

Wie im Manöver dachte ich, während ich das Aufschellen und Vorstürmen von Gruppen und Jüngen beobachtete. Aber es hat etwas Fatales, das Gefühl, daß andere angreifen und man selbst untätig da liegt. Und dann die ersten Gruppen Leichtverwundeter. Rotekreuz-Autos ja-gen vorbei, und drüben, vorn auf dem Schlachtfeld gewahrt man auf den graugrünen Wiesen längliche Flecke, die sich nicht mehr regen.

Die Festung wird genommen, und wir haben nichts dazu getan, dachten wir.

Die Dämmerung brach herein, wir schlugen unter dem Donner der Geschütze an der Landstraße unsere Zelte auf.

Dichte Scharen von Gefangenen zogen vorüber. Die feindlichen Feldbefestigungen waren genommen. Morgen fällt die stolze moskowitzische Festung!

Früh sind wir am nächsten Morgen bereit. Autos, Wagen, Geschütze. Der Divisionsgeneral mit seinem Sab.

Herrsch, sind wir denn ganz hinten? Hat man uns vergessen? Immer noch harren wir des Befehls.

Ein sonnenheller Spätsommertag ist's, dieser 2. September. Ein Sedan-

tag! Und heute werden wir unseren stolzen Einzug halten.

Endlich rücken wir weiter vor. Rings auf den Feldern, in den Gehölzen noch Spuren des gestrigen Kampfes. Leichen — Leichen —

Und vorn dröhnen noch die Geschütze. Gegen Mittag ist's. Wieder halten wir. In einem anmutigen Gehölz.

„Hallo, Barbier her, muß doch anständigen Eindruck machen.“

„Ordonnanz, Mann, haben wir noch Wäsche? Versuchen Sie mal, den Dreck von meinen Stiebeln zu kriegen.“

Und — Bill, Mensch, die Handharmonika! Wir müssen doch mit Musik einrücken.“

Die Bagage hält dicht hinter uns. Und bald spielt Bill, umgeben von frohen Kameraden.

Alle sind so froh; nach entbehrungsreichen Tagen winken Stadtquartier, Läden mit Brot und Tabak, vielleicht, vielleicht sogar ein Bett.

Wie sie lachen und singen.

Nur ein härtiger Unteroffizier, der schon damals bei Hohenstein zur Kompagnie gehörte, steht finster grübelnd da und murmelt: „Merkwürdig, immer wenn die Kompagnie so fröhlich war —“ Aber er unterdrückt seine Kassandrarufer.

Der Nachmittag kommt. Merkwürdig, warum rücken wir nicht vor?

„Natürlich, nicht einmal an hellem Tag gönnt man uns den Einzug“, knurrte ein Rörgler.

Vorn vorn immer noch Geschützfeuer. Gerüchte schwirren auf. Die . . . er sollen die Stadthälfte am diesseitigen Flußufer in heißem Straßenkampf geäubert haben. Einige Forts halten sich noch.

Schon kriecht die Abenddämmerung von Osten her, da marschieren wir. Halbzerstörte Brücken, aufgerissener Schienenstrang, qualmende Magazine, Granatlöcher und Leichen.

In der nebligen Abendluft zittert es noch von ferner und ferner hallendem Geschützdonner. Am Horizonte ragen die Zwiebelkürme einer russischen Kirche.

Die ersten Häuser. Unsere eisenbeschlagenen Stiefel klappern auf Straßenpflaster.

Dunkel liegt die Stadt. Das Eisengerippe einer gesprengten Brücke starrt tot in die Luft. Schwarz, träge, schleppt sich ein Fluß dahin. An beiden Ufern fladern unruhig, gespenstische Schatten wendend, je zwei Feuer.

Pontonboote liegen bereit.

Doch kaum haben wir das Ufer erreicht, da saust es durch die Luft. Granaten jagen mit Getöse in die nächsten Gebäude, zerspringen lärmend auf der Straße. In der Nähe der einstigen Brücke plagen klingend, klirrend Schrapnells.

„Verfl., Verrat“, murmelt einer vom Brückentrain. Aber was hilft's. Unter dem feindlichen Granatfeuer werden wir über den Fluß gesetzt und marschieren vor auf den von Glassplittern knadenden Straßen.

Alle Häuser dunkel. Ein unheimliches Marschieren ist's. Da sausen auch

schon Gewehrgehosse über uns weg, schlugen in die Häusermauern, durch die letzten Fenster Scheiben. Und wir wissen nicht, woher das Feuer kommt.

Endlich haben wir eine russische Kaserne erreicht. Eine heillose Unordnung in den Räumen.

Nicht darf nicht gemacht werden; es ist unmöglich, den ganzen Bau zu durchsuchen. Und wer sagt, daß nicht noch Feinde in einzelnen Räumen hocken?

Es ist Mitternacht, da kommt Befehl: wir sollen die Kaserne, die rechts neben dem Bahndamm liegt, räumen und die Straße links von den Schienen, die nach dem Bahnhof führt, sichern.

Und nun liegt ein Zug mit einer Maschinengewehr auf der Straße, um wir andern suchen im zweiten Stockwerk eines Privathauses ein Stündchen Ruhe.

Aber kaum bin ich eingeschlafen — klirr — klirr — Gewehrgehosse schlagen durch die Fenster Scheiben. Da rattert auch schon unser Maschinengewehr. Die Russen machen einen Gegenangriff.

Wir reißen die Fenster auf, schleudern die Rahmen auf das Pflaster und schießen auf die Straße, auf den Bahndamm und den Kasernenhof. Herr —, immer mehr Russen wogen in der Morgendämmerung heran.

Jetzt — sie sind nahe. Seitengewehre aufpflanzen — Türe befehlen.“

Die Russen machen keine Gefangene — brüllt einer herauf.

„Kommt ihr Hunde. Gefangene haben.“

Ich umklammere den Nebelberg. Mein Blick streift zufällig einen Tisch. Da liegt zwischen Tornistern Bills Handharmonika. Er sollte ja spielen — den Einzugsmarsch.

Nach durchzuckt ein Gedanke: den Schenfriedberger! Aber gerade will Bill rufen, da — klirr — klirr ein Geschütz schlägt ins Instrument.

Von der Straße dringen Rufe. — au —. Wir schießen, schießen in die dichten Häufen der nahenden Russen. Sie stoßen — von der rechten Seite hinter der Kaserne — unsere dritte Kompagnie! Das gab Luft.

Und nun wird das Geknatter dröhnender stärker. Die langen Gelbmäntel fallen weichen. Und wir schießen, daß die Luft glühen.

Immer wieder fluten russische Infanteriekolonnen heran, aber die Gefahr, sie — wie es wohl ihre Absicht war — alles, was von uns schon über den Fluß geflohen — zusammenzusehen, ist über.

Wohl schwirrt noch die Luft von feindlichen Geschossen, wohl schreit und da noch einer getroffen auf.

Wir halten die Russen noch einige Nebelgebäude der Kaserne und Bahnhof besetzt, aber ihr mächtiger Gegenangriff ist zusammengebrochen.

Wie die Zeit doch eilt in solchen Stunden. Drei einhalb früh war es gerade als wir so unsanft geweckt wurden, zwei Uhr nachmittags verstummte Feuer.

Wir trugen unsere Toten nach dem Garten hinaus, legten einen neben

schändern. Zeit, sie zu beerdigen, hatten wir nicht.

Nur Sinnend ging ich von einem zum andern. Da lag mit einem Kopfschuss jener Unteroffizier, der schon bei Hohenstein in meiner Kompanie gehört hatte. Mir war, als hörte ich noch sein: „Immer, wenn die Kompanie so fröhlich war —.“ Er hatte nicht gehaut. Und da lag auch Bill. An seinem Ohrfläppchen glänzten die Ringe im Schein der Nachmittagsonne. Einem zufälligen Entschluß folgend, eilte ich über Nebelwälder und Gläserden zum zweiten Stockwerk hinauf und holte die zerlegte Handharmonika in den Garten. Die legte ich neben Bills Leichnam.

Schon um vier Uhr erhielten wir den Befehl, anzugreifen. Und seitdem kamen wir nicht mehr zur Ruhe. Tag für Tag nur Gesecht und täglich neue Tote.

Von den Sanitätären aber erfuhr ich, daß sie die Handharmonika mit ihrem einzigen Besitzer begraben haben. — — —

Erst als ich vierzehn Tage später verabschiedet wurde und da die Festung wieder schlenderte ich vom Lazarett über die Straße zur evangelischen Kirche hinüber.

Gräber, frische Soldatengräber zu beiden Seiten des Sandweges. Da ruhten unsere Kameraden, die an jenem heißen Tage gefallen waren, der finstere Unteroffizier und der klangfrohe Bill, in der Begleitung die Kameraden noch manchmal vermiffen werden, wenn sie bestimmen:

„In der Heimat, in der Heimat, Da gibt's ein Wiederseh'n.“  
Sonnig wird ihn und seine Handharmonika wohl niemand betrauern, denn Verdrüß hatte er, wie mir der Kompagniefeldwebel mitteilte, nicht.

In den Straßen selbst waren alle Spuren des grimmigen Kampfes noch nicht verschwunden. Noch sah man zerlegene Fensterscheiben, durchlöcherete Schranken und Granatlöcher in Mauern und Pflaster. Aber die Zivilbevölkerung sammelte wieder durch die Straßen, warteten auf Fahrgäste, und die Straßen waren voll von Menschen.

uns daran gewöhnt, mit nüchternen Blicken über die Erde zu wandeln, und darum wird der Mond von den modernen Zirkulären eigentlich mit Liebesklagen und Liebesseufzern verschont. — Wem gilt auch heute noch die „silberne Leuchte der Nacht“ als einzige Vertraute sehrender Diebe! — Wer denkt an die mondbeglänzte Zaubernacht, die den Sinn gefangen hält! —

Wir Kinder einer realistischen Zeitströmung wissen nur zu gut, daß der „gute Mond, der so stille durch die Abendwolken geht“, uns ja doch nicht helfen kann, und daß uns auf Erden niemals eine Antwort auf die Frage werden wird:

Warum sind der Tränen  
Unter'm Mond so viel?  
Und so manches Sehnen,  
Das nicht laut sein will?

Die jetzige Generation ist im großen und ganzen viel zu praktisch veranlagt, um Fragen zu stellen, die unbeantwortet bleiben.

Freilich hat der moderne Mensch auch keine rechte Gelegenheit, die Poesie einer hellen Mondnacht auf sich einwirken zu lassen. Der lichte Schein dieses Gestirnes kommt gegen den intensiven Glanz elektrischer Beleuchtung eigentlich nicht auf, und — außerhalb der Städte?! Damals, als man noch in gemüthlichem Trost im Postwagen die Landstraßen entlang fuhr, konnte man allerdings beobachten, wie sich allmählich mit dem leichten Schimmer des verglimmenden Abendrotes ein anderer, magischer Schein mischte, bis plötzlich der Vollmond über die scharf umrissenen Silhouetten der Wälder oder Berge emporstieg, sich langsam von der letzten Spitze ablöste und dann wie ein aufsteigender Ballon frei im wolkenlosen Aether schwebte, ganze Fluten kalten Silberglanzes über Fluren und Auen ergießend, — oder wie er mit den träumerisch dahingleitenden Wellen eines Flusses oder Sees spielend, tanzende Lichtbrücken über die zitternden Wasser schlug. Heute durch jagt man mit dem Automobil die weite Landschaft und hat gar keine Zeit, auf den mystischen Glanz zu achten, der alles ringsum verklärt; oder — man verschläft die Reitenacht im bequemen Bett des Durluzuges und acht überhaupt nicht, daß „Mondschein im Kalender steht.“

Jene Tage, da der Postillon seine schmelzenden Bieder in die mondbeglänzte Zaubernacht blies, sind unwiederbringlich dahin.

Dessen ungeachtet beschäftigt sich der Volksglaube noch heute viel und gern mit dem Mond. Noch heute wird ihm eine überfönnliche Einwirkung auf irdische Verhältnisse, auf Menschen, Tiere und Pflanzen zugeschrieben. Wie man in altergrauer, längst entschwundener Zeit nach dem Wechsel des Mondes Krieg und Frieden regelte, so richtet sich noch vielfach das Volk nach dem Stadium des Mondes, wenn — man sich das Haar schneiden lassen will. Der Volksglaube läßt das Haar ergrauen, auf das der Mond keinen vollen Schein fallen läßt. Eine fürsorglich Mutter läßt ihr ungetauftes Kind nicht in den Mondschein blicken, da es sonst leicht mondsüchtig werden könnte.

Sorgfältig schützt man oft Waren vor dem „stillen Gefährten der Nacht“, wie der Dichter ihn nennt, da sie sonst dem Verderben anheimfallen. Auch der Zecher behütet seinen kühlen Trank vor Mondlicht, wie es im Trompeter von Säckingen heißt:

Es kommt mit neidisch gelbem Gesicht  
Der Vollmond aufgestiegen.  
Er scheint so grell, er scheint so schl,  
Er scheint mir mitten im Weinpokal,  
Das kann nichts Gutes bedeuten.

Zechbrüder! Ist er somit durchaus kein „Gedankenfreund“.

Geht ein Segelschiff unter, so ward nach Ansicht der Schiffer, entschieden eine bei Vollmond gefüllte Tanne als Hauptmast verwandt. Ebenso setzt sich der Holzwurm stets in Holz fest, das bei abnehmendem Mond im Forst geschlagen wurde.

Daß, wie fast jeder Volksaberglaube, auch alles, was mit dem Mond zusammenhängt, auf dem alten Heidenium beruht, geht schon daraus hervor, daß man andererseits auch dem Mond viel Gutes nachzusagen weiß. Die alten Götter erschienen in der Vorzeit stets in der Doppelseigenschaft von gut und böse.

So richtet sich der Gärtner und der Landmann gern nach dem Mond, auf seinen Segen hoffend. Sie glauben fast daran, daß alles, was gedeihen soll, nur bei zunehmendem Mond gepflanzt werden muß, um herrlich emporzusprossen. —

Es heißt, daß ferner gut bei Kaffe sei, der bei Neumond Geld bei sich trug, und daß man reiches Glück zu erwarten habe, wenn man den Vollmond zuerst im Freien, nicht vom Zimmer aus erblickt.

Ein geheimer Zug urdeutscher Wesens klingt bei diesem Volksglauben durch, wenn auch Hexen und Zaubersprüche vergessen sind, und wir keine Kunde mehr kennen, wie sie in Wacbeth gebraucht werden, von:

Ebenreiß, vom Stamm gerissen  
Bei des Mondes Finsternissen . . .

so können wir doch täglich in verschiedenen Kleinigkeiten den Nachhall früheren Kultus und Glaubens spüren — fast unbewußt lebt noch im Volk die Erinnerung an Bräuche und Sitten des heidnischen Volkes, so auch betreffs der so — postillos gewordenen Leuchte der Nacht, die der Roslim sich als Siegeszeichen ausserloren. Halb vergessen sind die verschiedenen Sagen, die sich an den Mond knüpfen. Das Gesicht, das er uns wieder spiegelt, soll einer Lesart nach das eines Wäuerleins sein, der den lieben Gott gebeten, sein vom Trunk erhitztes Gesicht im Mond zu kühlen, — andererseits soll ein Holzhacker, der zur Kirchzeit Holz gesammelt, als Strafe auf den Mond verbannt sein, und nun wehmütig herabschauen auf die Erde. Jetzt achtet man dieser Sagen nicht mehr. Jedes Schulkind weiß zu genau, daß — was uns als Gesicht erscheint, die Krater und Mondberge sind, die dort existieren.

Den Griechen und Römern galt die Göttin der Jagd Artemis — Diana zugleich als Mondgöttin. Darum trägt diese stets einen Halbmond im Haar.

## Vom Gedankenfreund.

Von H. M. Witte.

ängst ist in unserem aufgekärten Zeitalter die blaue Wunderblume der Romantik verwelkt und mit ihr die Mondscheinsprache verklungen. Wir stellen verwundert den Kopf über die blühende Phantasie eines Volkstamms von Arabien und eines Crestien de Tropes, im mystischen Schein des Vollmondes im Zinnen des Monsalvat und des Stempels zu sehen vermeint, und belächeln nicht, wie Klopstock vom „Gedankenfreund“ sprechen konnte. Wir haben

**Ernst und Scherz**

**Verkehr mit Gleichgesinnten.** Ein wirklich guter Mensch zieht die Seelen mit magnetischer Gewalt an. Unter dem Einflusse seines geläuterten Wesens beruhigen sich die aufgeregtesten Gemüther. Seine freundlichen Bemühungen und friedfertigen Worte beseitigen den Unfrieden. In seiner Gegenwart wagen sich die bösen Leidenschaften nicht leicht ans Tageslicht — Den wahrhaft edlen Menschen verknüpft oft schon nach kurzer Bekanntschaft das Band herzlichster Gemeinschaft mit seinesgleichen. Ein Blick genügt, ein Wort war hinreichend; der magnetische Funke flog von einem zum andern, und schon ist der Seelenbund geschlossen, der beiden zur Freude und dem Nächsten zum Segen gereicht.

**Das Rätsel der Prärien.** Die weiten Grasmeere, wie Reisende die Prärien Nordamerikas genannt haben, dehnen sich endlos aus, und so weit das Auge reicht, zeigt sich weder Busch noch Baum. Diese Abwesenheit der Bäume in den Prärien beruht auf künstlichen Ursachen. Von der Notwendigkeit geleitet, machten die Indianer es sich zur Gewohnheit, alljährlich das hohe Gras der Prärien in Brand zu setzen, wodurch das Wachstum üppiger wurde und es den ungeheuren Büffelherden an lockender Nahrung nicht gebrach. Es ist jetzt festgestellt, daß auf dem feuergeengten Boden vor dem nächsten Jahre keine andere Pflanze wachsen konnte als das zähe Präriengras, dessen Wurzeln in der Tiefe nicht von der Glut leiden, sondern ihre Triebkraft behalten. So dehnten sich die Flächen der Prärien allmählich immer weiter aus. Das Gras besetzte die Stellen, die die verbrannten Bäume und Sträucher innegehabt hatten und wehrte schließlich der An-

siedelung anderer Gewächse, die es überwucherte. Werden Bäume angepflanzt, so gedeihen sie vorzüglich, und es ist daher nicht ausgeschlossen, daß nach Jahrhunderten die Prärien von heute zu dichten Waldungen umgestaltet sein können.

**Ein kleiner Rechner.** Lehrer: „Nennt mir jetzt einen griechischen Gott. Du, Karl.“ — Karlchen: „Herkules.“ — Lehrer: „Das war nur ein Halbgott.“ — Karlchen: „Prometheus.“ — Lehrer: „Ebenfalls nur ein Halbgott.“ — Karl-

**Der Zauberer in der Familie.**

Um einen täuschend ähnlichen Kanonenschuß am Speisetisch hervorzubringen, nimmt man eine große Flasche mit dicken Wänden (z. B. eine Champagnerflasche) füllt sie zum dritten Teile mit Wasser, in welchem man etwas doppelkohlenfaures Natron auflöst. Man fertigt dann einen aus vier zusammengerollten



Epiekkarten hergestellten Zylinder, füllt diesen mit Weinsäure, schließt ihn mit einem Pfropfen aus Löschpapier und befestigt diese kleine Patrone an dem Korken der Flasche. Legt man die Flasche so, daß Wasser in den Zylinder dringt und die Weinsäure ausfließt, so hat man den schönsten Kanonenschuß mit Knall und Rückstoß des „Geschüßes“, da ja die sich entwickelnde Kohlenäure den Pfropfen mit starkem Knall austreibt.

chen: „Können Sie nicht zwei halbe auch gebrauchen?“

**Kindermund.** Der Papa wirft der Kleinen Elli beim Frühstück ein Stück Zucker in die Milch, und die Mama sagt: „Aber, lieber Fritz, das mußt du nicht wieder tun!“ Kurz darauf ist die Kleine unartig und bekommt vom Papa einen Klaps. Da sieht sie ihn aus großen Augen an und sagt ganz ernsthaft: „Aber lieber Fritz, dat mußt du ja nich wieder duhn!“

Warum er das Geldstück schluckte. Der kleine Max hat ein Geldstück hinuntergeschluckt, und die Familie befindet sich natürlich darob in größter Aufregung. Endlich gelingt es, das Geld aus dem Körper zu entfernen. Der Kleine, darum befragt,

warum er das Geldstück verschluckt hat, antwortet ganz treuherzig: „Ich dachte ich wäre eine Sparbüchse!“

**Wie berechnet man ein millionstel Millimeter.** Die Verfahren zur genauen Messung selbst winzig kleiner Längen sind der Neuzeit bedeutend vervollkommen worden. Immerhin galt bisher die genaue Bestimmung von ein millionstel Zentimeter oder etwa den 40 000 Teil eines Millimeters ungefähr als die Grenze des Möglichen. Jetzt hat ein englischer Gelehrter ein elektrisches Mikrometer beschrieben, das noch eine Bewegung um den 20 millionsten Teil eines Zentimeters oder den 2 millionsten Teil eines Millimeters nachzuweisen gestattet. Der Apparat besteht im wesentlichen aus einer Reihe zusammengefügter Hebel, die eine Vergrößerung von das 2000 fache ergeben und gleichzeitig mit einer Mikrometerschraube in Betätigung gesetzt werden. Außerdem wird ein elektrischer Stromkreis mit einem Telephon benutzt. M. R.

**Größenveränderungen der Bäume.** Es ist mehr interessant als praktisch wichtig zu wissen, daß der Durchmesser von Baumstämmen nicht nur im Winter gegen den Sommer, sondern von Tag zu Tag veränderlich ist. Er ist nämlich größer von Abend bis zum frühen Morgen und kleiner im Winter als im Sommer. Niedrige Temperaturen begünstigen ebenso wie hohe die Verdunstung. So verdunsteten die Bäume im Winter durch ihre Zweige umschrumpfen desto mehr zusammen, je längere kalte Witterung anhält.

**Rätsel-Ecke**

**Dreißigbüge Scharade.**

Die erste nicht ganz friedlich ist,  
Die beiden andern sind vollendet;  
Und wer das Ganze ist, der wendet  
Gewiß zur Ehre Jani und Jwist.

**Buchstabenrätsel.**

In jedem Haushalt find'st du mich,  
Als Wasserbehälter diene ich;  
Das letzte Zeichen füg' vorne ein —  
Und ich kann auch sehr wässrig sein.

**Gegensatzrätsel.**

Von Paul Nischhoff.  
Ende — Altertum — Stadt — Ruhe —  
— Gesundheit — Wahrheit — Werktag —  
— Klugheit — Wasser — Zwerg — Kälte  
Kinder — Haß — Leben — Seemann —  
— Demut — Schaden.

Man suche zu jedem der obigen Wörter das Gegenteil. Die Anfangsbuchstaben neuer Wörter nennen alsdann ein bekanntes Sprichwort.

(Ausführungen folgen in nächster Nummer.)

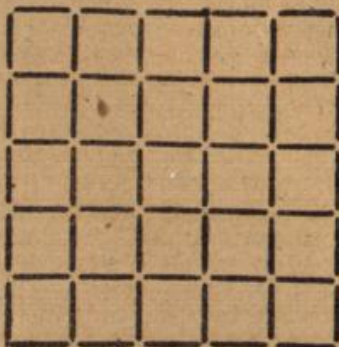
Ausführung der vierbüchigen Scharade aus dem Waffenschatz.

Ausführungen aus voriger Nummer:  
des Palindroms: Nadel, Sedan; des dreibüchigen Rätsels: Federbusch.

Rothdruck aus dem Inbalt d. St. verboten.

Verantwortlicher Redakteur A. Spring, Berlin.

**Streichholz-Aufgabe.**



18 Streichhölzer sind fortzunehmen, so daß 3 Quadrate und 6 gleich große Sechsecke entstehen.

(Ausführung folgt in nächster Nummer.)

# Des Landmanns Sonntagsblatt.

Allgemeine Zeitung  
für Landwirtschaft, Gartenbau und Hauswirtschaft.

3.

Gratisbeilage zur „Ameiner Zeitung“

1916.

— Jeder Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes wird gerichtlich verfolgt. (Gesetz vom 19. Juni 1901.) —

## Das schwere Arbeitspferd Englands und Schottlands.

von Dr. C. Körner. (Mit Abbildung.)

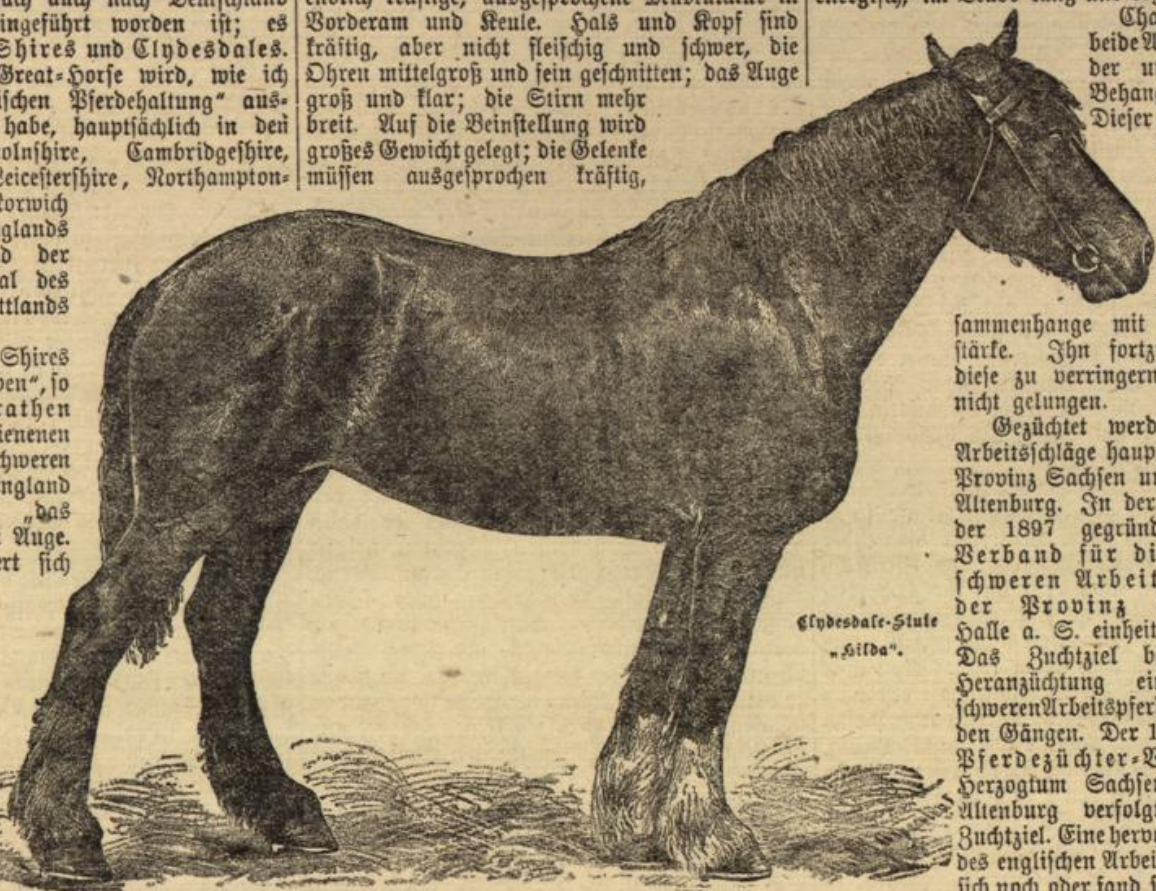
Großbritannien wird schon seit alters her in recht brauchbares, schweres Arbeitspferd züchtet, das vielfach auch nach Deutschland nach zweckmäßig eingeführt worden ist; es vornehmlich Shires und Clydesdales. Shire oder Great-Horse wird, wie ich seiner „Praktischen Pferdehaltung“ ausführlich geschildert habe, hauptsächlich in den Grafschaften Lincolnshire, Cambridgeshire, Northamptonshire, Leicestershire, Northamptonshire, Derbyshire, Norwich, Staffordshire Englands züchtet, während der Clydesdale im Tal des Flusses Schottlands Heimat hat. Die Zuchten der Shires und Clydesdales haben“, so schreibt C. von Drathen in seiner 1898 erschienenen Schrift über die schweren Arbeitspferde in England und Schottland, „das gleiche Zuchtziel im Auge. In der Zucht nähert sich der durch die Trennung der beiden Rassen ein- ganz be- liche. Seit der Entstehung der Zuchtbücher, also

Tiere Shires und welche Clydesdales sind. Der Normaltypus, wie man ihn bezeichnen könnte, besitzt (s. Abbildung) eine tiefe Schulter, einen gut geschlossenen Rücken mit tiefer, gewölbter Rippe, stark bemuskelter Lende und nicht zu kurzer, ziemlich gerader Kruppe, endlich kräftige, ausgesprochene Muskulatur in Vorderarm und Keule. Hals und Kopf sind kräftig, aber nicht fleischig und schwer, die Ohren mittelgroß und fein geschnitten; das Auge groß und klar; die Stirn mehr breit. Auf die Beinstellung wird großes Gewicht gelegt; die Gelenke müssen ausgesprochen kräftig,

unter dem Knie, bezw. unter der Hade (dem Sprunggelenk) zeigen. Der Fessel soll elastisch, nicht schlaff sein; der kurze Fessel wird möglichst vermieden. Den Fuß will man tief, breit und wohl geformt, jedoch nicht übergroß. Der Gang soll im Schritt besonders räumend und energisch, im Trabe lang und regelmäßig sein.“

Charakteristisch für beide Arbeitsschläge ist der ungemein starke Behang an den Füßen. Dieser, welcher von den deutschen Züchtern sehr ungern gesehen wird, da er schwer rein zu halten ist, steht in engem Zusammenhange mit der Knochenstärke. Ihn fortzuzüchten, ohne diese zu verringern, ist bis jetzt nicht gelungen.

Gezüchtet werden die beiden Arbeitsschläge hauptsächlich in der Provinz Sachsen und in Sachsen-Altenburg. In der Provinz strebt der 1897 gegründete Züchterverband für die Zucht des schweren Arbeitspferdes in der Provinz Sachsen zu Halle a. S. einheitliche Zucht an. Das Zuchtziel besteht in der Heranzüchtung eines kräftigen, schweren Arbeitspferdes mit räumenden Gängen. Der 1895 gegründete Pferdezüchter-Verein für das Herzogtum Sachsen-Altenburg in Altenburg verfolgt das gleiche Zuchtziel. Eine hervorragende Zucht des englischen Arbeitspferdes findet sich noch oder fand sich (?) in Mehl-



Clydesdale-Stute  
„Silda“.

der genossenschaftlichen Organisation der Züchter, hat unzweifelhaft eine beträchtliche Ausbreitung des Typs, besonders aber der Qualität des Fundaments, durch die regelmäßigen wiederkehrenden umfangreichen Ausstellungen, wie z. B. auf den großen Schauen in London für England und auf der Land-Schau für Schottland, stattgefunden. Der bedeutendsten englischen Ausstellung, der Royal-Agricatural-Schau, treten die beiden Arbeitsschläge miteinander in Wettbewerb, bei dieser Gelegenheit kommt es oft vor, daß dem Beschauer sehr schwer, ja unmöglich ohne Katalog zu entscheiden, welche

ohne schwammig zu sein, hervortreten; das Knie soll, von vorn gesehen, breit, die Hade, von der Seite gesehen, ebenfalls breit sein. Das Kniebein soll, von der Seite gesehen, gleichfalls eine gute Breite zeigen, während man ein rundes Kniebein weniger schätzt, weil es die Sehne nicht so frei und klar hervortreten läßt, bei starkem Gebrauch leicht Aufreibungen zeigt, überhaupt in seiner Zusammensetzung mehr größer, lymphatischer Natur ist und weil dementsprechend auch die Gelenkflächen weniger ausgebildet und weniger widerstandsfähig sind. Das Kniebein darf, von der Seite gesehen, keine Einschnürung

haben (Ostpreußen), Besitzer A. Romanowski. Hoffentlich ist sie von den Kriegswirren verschont geblieben. Im allgemeinen kann man jedoch sagen, daß sich die Zucht der englischen schweren Arbeitspferde im Gegensatz zu dem belgischen Pferd in Deutschland nie recht einzubürgern vermocht hat. Nach dem Kriege dürfte diese Zucht wohl noch weiter zurückgehen. Dagegen hat sich das deutsch-belgische Kaltblut bzw. das rheinisch-belgische Pferd in diesem Kriege gut bewährt. Es dürfte dasjenige Kaltblut sein, welches sich für deutsche Verhältnisse am besten eignet. Wir werden später hierauf noch einmal zurückkommen.

## Wie Gevatter Lehmann und Reichert ihren Stalldünger behandeln.

Von Gevatter Chrischan.\*)

Nicht selten kommt es vor, liebevolle Freunde, daß ich am lieben Sonntag von diesem oder jenem Gevatter zu einer Tasse Kaffee und einer Zigarre, die ich noch nie verschmäht habe, falls sie gut ist, eingeladen werde. Diese Einladungen nehme ich, wenn es meine Zeit irgend erlaubt, stets mit besonderem Vergnügen an; denn ich weiß, der einladende Gevatter hat etwas auf dem Gewissen und will in irgend einer ihm bewegenden Angelegenheit meine Meinung kennen lernen; na, und zu jeder guten und nützlichen Tat soll der Mensch ja doch stets bereit sein. Nicht wenig erstaunt war ich aber doch, als mir kürzlich sogar Gevatter Lehmann, den ich doch zuweilen schon arg mitgenommen, ihm den Kopf gewaschen und auf die Finger geklopft habe, durch sein Töchterlein eine solche Einladung sandte. Natürlich folgte ich dieser erst recht!

Da Lehmann nicht nur in bezug auf nützliche Dinge, sondern auch von Natur etwas schwerhörig ist und auf mein Anklopfen nicht sogleich antwortete, so schlug ich erst einmal mit dem Stiefelabsatz kräftig gegen die Tür, was er mir durchaus nicht übel nahm, sondern froh sein „Herein“ rief. Nach der Begrüßung, die natürlich in der herzlichsten Weise vor sich ging, merkte ich gar bald, daß die Einladung eigentlich nicht von Lehmann, sondern von seiner ihm geistig weit überlegenen Ehehälfte ausgegangen war. Diese hat nämlich eine landwirtschaftliche Haushaltungsschule besucht und steht in wissenschaftlicher Beziehung auf der Höhe der Zeit. Böse Zungen wollen behaupten, daß bei der Wahl ihres Gatten Lehmanns Geld, das er nicht etwa erwirtschaftet, sondern geerbt hat, eine Hauptrolle spielte. Die Frau Gevatterin möchte nun „ihren Alten“, der sonst ein wahrer Gemütsmensch und ein in seiner Weise treusorgender Familienvater ist, gerne zu einem „gecheiten Kerl“, wie sie sagt, also zu einem einsichtsvolleren und zeitgemäßen Landwirt machen, und dazu sollte ich ihr behilflich sein. Nachdem wir zunächst die jetzige Kriegslage besprochen und mit Begeisterung unserer unvergleichlichen Vaterlandsverteidiger gedacht hatten, blinzelte mir die Frau Gevatterin zu; ich begriff sofort und lenkte das Gespräch auf unsere liebe Landwirtschaft.

Zunächst erzählte ich von der Rolle, welche die Landwirtschaft im gegenwärtigen Kriege spielt und wie jetzt auch solche Leute, die bisher der Landwirtschaft gleichgültig oder gar feindlich gegenüberstanden, umgelernt und ihre hohe Bedeutung als Grundlage unseres Staatswesens anerkannt hätten. Lehmann nickte beifällig und gab mir bis hierher in allem recht. Nun aber führte ich aus, daß die Landwirtschaft erst nach und nach zu dieser Stellung emporgearbeitet worden sei, und daß Männer wie Justus Liebig, Albrecht Thaer, Stöckhardt, ein Dr. Schulz-Lupitz und hundert andere den Landwirten erst durch Wissenschaft und Praxis die Mittel und Wege

\*) Alle unsere Leser machen wir darauf aufmerksam, daß die früher herausgegebenen, so ungemein beliebten Artikel und Belehrungen von Gevatter Chrischan in Buchform, und zwar bereits in zweiter Auflage, erschienen sind. Das Buch führt den Titel „Gevatter Chrischans landwirtschaftliche Brosamen“. Ein Buch gemeinverständlicher und anregender Belehrungen aus allen Zweigen der Landwirtschaft. Zweite vermehrte Auflage. Preis geheftet 2 M 40 S., gebunden 2 M 80 S. (Zu Partien für Vereine billiger.) Verlag von J. Neumann, Neudamm. Das hübsche Werk ist zu beziehen durch jede Buchhandlung, durch die Expedition dieses Blattes, sowie auch durch die Verlagsbuchhandlung direkt. Es kann zu Geschenkzwecken, zur Einstellung in Vereinsbüchereien und namentlich zur Aufnahme in die Kreiswanderbibliotheken empfohlen werden.

gewiesen hätten, durch welche sie aus Stall und Hof, von Acker und Wiese die höchsten Reinerträge erzielen können.

Jetzt aber war es um die Ruhe des Gevatters Lehmann geschehen, und so sehr mir auch seine Ehehälfte beipflichtete, und so geschickt sie ihn auch zu befähigen wußte, so wollte er doch von dem „gelehrten Kram“ nichts wissen. Was die Gelehrten sagen, so äußerte er, sei wohl etwas für die „Großköpfe“, womit Lehmann die Großgrundbesitzer meint, aber nichts für den Bauern.

Gevattern,\* wie ich dies schreibe, steht vor mir auf dem Schreibtisch die größte Futterrübe, die ich in diesem Jahre erntete. Ich glaube, man kann ebenso gut zu dieser Rübe sprechen oder einen toten Esel pfeifen lehren, als diesen Gevatter zu der Einsicht bringen, daß er an vielen Mißerfolgen in seiner Wirtschaft selber die Schuld trägt. Nachdem Lehmann sich wieder beruhigt hatte und der Kaffee ausgeschlürft war, wollte er mir seinen Viehstand zeigen. Als wir auf den Hof kamen, nahm ich jedoch zuerst die Düngerstätte in Augenschein; denn meine langjährige Erfahrung sagt mir, daß man nach ihrer Anlage und der Behandlung des Düngers auf derselben einen Landwirt am besten beurteilen kann. Wie sah es nun bei Gevatter Lehmann damit aus? Gevattern, so hört doch!

Vor dem Kuhstall ist ein großes viereckiges Loch ausgegraben, in das man den Dünger wirft, wenn man ihn alle acht bis vierzehn Tage aus dem Stalle bringt. Hier bildet er einen Berg, dort eine Vertiefung, oben ist er trocken wie Stroh, unten schwimmt er in der Lunte, die das Regenwasser gebildet hat. An ein Festtreten des Düngers nach dem Ausbringen ist bei Lehmann gar nicht zu denken. Als ich auf den Hof kam, war gerade eine Sau mit einem Duzend Ferkeln dabei beschäftigt, den Dünger gehörig zu bearbeiten, nachdem sie das Pühnervoll vom Scharren vertreiben hatten. Wenn Gevatter Lehmann Dung fährt und die obere trodene Schicht auf das Feld gebracht ist, so fischt er mit großer Fertigkeit den unteren Dünger, den er gerade für den besten hält, aus dem Regenwasser, und wenn er dann mit einer solchen Fuhre durch das Dorf fährt, so tropft die braune Lunte auf die Straße und verflüchtigt den ganzen Ort. Vor den Schweineställen lag der Schweinedünger aufgetürmt; denn ein Vermengen mit dem Rindviehdünger findet bei Lehmann nicht statt. Oben auf dem Mist aber stand der Hahn und krähte unter den bekannten Flügelchlägen, und als er dabei die Spitze des Dunghausens berührte, fiel sie um, so daß der Hahn erschreckt aufplattete, weil er jedenfalls den Boden unter seinen Füßen verschwinden glaubte. Gevattern, ich hatte gerade genug gesehen, und schon wollte ich auf den Gevatter loschelten, aber ich dachte zu meinem Glück: „Wenn die Leute in der Kirche schlafen, so hat das Predigen keinen Zweck“, und da Lehmann seine Ohren meinen Worten doch verschließt, so gleicht er diesen Leuten. Ich sagte über das Gesehene keinen Ton, sondern lud ihn ein, am nächsten Sonntag mit mir zu Gevatter Reichert zu kommen, welcher Einladung er denn heute auch gefolgt ist. Gevattern, nun spitzt die Ohren, und hört meinen Bericht, pußt die Brillen sauber und lest, was folgt!

Gevatter Reichert hat vor seinen Ställen eine muldenförmig vertiefte Düngerstätte, deren Boden zementiert und darüber gepflastert ist, so daß auch nicht ein Tropfen kostbarer Jauche in den Untergrund sidern kann. Zur Abhaltung des Regens, der den Dünger auslaugt, ist die Düngerstätte überdacht. Auf diesen Platz wird der Dung von allem Vieh, von Pferden, Rindvieh und Schweinen schichtweise gebracht und dann durch Ochsen festgetreten.

Der teuerste Nährstoff im Stalldünger ist bekanntlich der Stickstoff. Dieser gleicht

einem Bruder Leichtfuß, der aber ganz weiß, daß alle anderen Nährstoffe ohne nichts machen können. Sobald er darum richtig behandelt wird, kniebt er aus und in die Widen, d. h. er verpufft in die Luft, aber jetzt, während des Krieges, der Stickstoff-Kunstdünger, wie wir ihn im schwedischen Ammonial und Kalkstickstoff haben, knapp teuer ist, wir ihn aber zur Erzeugung von und Kartoffeln sehr notwendig gebrauchen, versündigt sich jeder Gevatter, der Stickstoff geudet, nicht nur an seinem eigenen Geldbeutel, sondern am gesamten Vaterlande. Durch gute Behandlung des Stalldüngers, Gevattern, können Millionen von Zentnern Brotgetreide und Kartoffeln mehr gewonnen werden. Gevatter Reichert, dieser Schlaumeier, legt darum am Anfang des Stickstoffes den größten Wert. Sobald bei ihm Dung auf die Düngerstätte gebracht ist, wird erst eine Schicht Torfmull darüber gestreut. Dadurch erreicht er einen doppelten Zweck. Erstlich bereichert er später durch den Torfmull die Humusschicht des Bodens, was für schwierig zu behandelnden Böden von ungeheurer Bedeutung ist, und von dem von Natur humusarmen Sandboden kann man dreifache Erträge erwarten, daß er durch die Vergrößerung der Humusschicht erst zur vollen Ertragsfähigkeit gebracht wird. Sodann befähigt die hohe Stickstofffähigkeit des Torfmulls dieses zum Auffahren der Jauche und Festhalten des Stickstoffes in hohem Maße. Ein berühmter Landwirt, Gevattern, der jahrelang eingehende Versuche mit dem Torfmull angestellt hat, schrieb kürzlich: „Regelmäßige Beigaben von Torfmull zum Strohmist sind darum gerade Pflicht jedes vernünftigen Landwirts.“ Gevattern, zum Zeichen meines Einverständnisses und meiner Zustimmung drücke ich meinen Dank unter den Saß und reiche dem alten Prax im Geiste meine Hand.

Wenn Reichert Dung fährt, so wird die Fuhre sorgfältig geladen und mit einem eigens hierzu bereiteten Holz glatt gellastet, so daß seine Dungefuhren ordentlich appetitlich aussehen. Beim Tropfen Lunte tropft kein Krümchen Dünger fällt vom Wagen auf die Dorfstraße. Kaum ist der Dung abgelastet, so wird er auch schon ausgebreitet und als Unterpflanzung aus wirtschaftlichen Gründen nicht gleich ausgefahren, so bleibt er vorläufig ausgebreitet liegen, bis er zusammenfriert, so daß der teure Stickstoff verloren geht.

Neben der Düngerstätte hat Gevatter Reichert eine zementierte Jauchegrube, in welche die Tropfen Jauche geleitet wird, so daß Reichert die Düngerstätte einem Schmutzfätschen gleich, die Grube voll, so wird die an der Grube stehende Jauchepumpe in Bewegung gesetzt, die Jauche in dem langen Saß auf den Acker gefahren. Natürlich hat Reichert an seinem auch einen ordentlichen Jaucheverteiler, der ja nicht so teuer ist. Gevatter Lehmann aber hat einfach hinter dem Saß ein Brett auf den Acker und läßt die Jauche darüber gleiten. Die Sache klingt zwar spaßig, ist aber sehr ärgerlich; denn Gevatter Lehmann ist ein Mann, der einige Mark anzuwenden braucht. Bei einer so mangelhaften Jaucheverteilung wie sie durch das Brett geschieht, das in manchen Gegenden noch häufig anzutreffen ist, wächst natürlich die Frucht unregelmäßig und strichweise.

Gevatter Lehmann hatte sich nun Reichert mustergültige Wirtschaft mit großen Augen gesehen. Als wir den Hof verließen, räumte mir zu: „Reichert ist doch ein tüchtiger Landwirt; es soll nun aber auch bei mir anders werden!“ — Nun, wir wollen hoffen, daß Gevatter Lehmann doch das Dichterverwort:

Das Muster erweckt Nachseiferung und gibt Urteil höhere Gesetze!"  
Ich habe nun, liebe Gevattern, bezüglich des Meers noch so manches auf dem Herzen, aber gestrenge Herr Schrittleiter dieses Blattes geht mit einem Puff mit dem Ellbogen und "Es ist genug für heute, andere Leute können auch noch zu Worte kommen!" Darum, Gevattern, kurz nur noch die Mahnung: "Nimm die Kamme, greifst das Werk mutig an, verbeißt, wie unser Freund Reichert, Eure Angelegenheiten in Schmuckkästchen, haltet den Stoff fest und erfüllt dadurch Eure Pflicht für das Vaterland! Für heute Gott befohlen!"

### Kleinere Mitteilungen.

**Praktische Einhaltung der Futterzeiten** ist wohl bei Milchvieh als auch bei Mastvieh von vorragender Bedeutung. Die Futterqualität ist sich je nach dem Zwecke bei jeder Viehhaltung. Eine gute Zusammenfassung ist hierbei wiederum wesentlich. Ob das Futter richtig laut wurde, zeigt wohl am besten der abgehende. Bei Milchvieh wird die rechte Fütterung ja schon im Ertrage offenbart. Nicht so einfach ist die Gewißheit bei Mastvieh zu erlangen. Der dem Aussehen der Tiere werden regelmäßige Wägungen und über den Mastungsfortschritt belehren müssen, sollen wir von der Rentabilität der Mast überzeugt sein. W. A.  
**Das Steifwerden der Schweine** ist die Folge des Knochenleidens, welches aus Mangel an phosphorreichem Kalk in den Knochen besteht. Ist das Futter, obwohl an sich gesund, arm an phosphorreichem Kalk, so besetzt man Mehlbestand dadurch, daß man Roggenkleie als Futter in stärkeren Gaben gibt oder dem Futter phosphorreiches Kalk beimischt. Bekommen auch die Schweine die Lähme, so ist dies nach Erfahrungen die Folge von ungeeigneter Futtermischung, wodurch die Verdauungsorgane erkranken. Namentlich kommt dieser Fall häufig bei Ferkeln und jungen Schweinen vor. Bei diesen in diesem Alter hat man deshalb die größte Sorgfalt auf die Zusammenfassung des Futters zu verwenden. E.

**Das kurze Anbinden der Ziege** ist eine Tierkrankheit, die entschieden zu bekämpfen ist. Wird ein Ziegenbock im Stalle aus irgend einem Grunde notwendig, so muß darauf geachtet werden, daß die Kette lang genug ist und möglichst freie Bewegung gestattet. Um dies zu ermöglichen, legt man einen glatten Pfahl neben der Kette an den Boden. Am Ende der Kette ist ein Ring an drehbarem Wirbel befestigt. Dieser wird auf den Pfahl gesteckt und gleitet, den Bewegungen des Tieres folgend, auf- und abwärts. Man kann auch einen Strick statt der Kette nehmen, doch darf der Ring mit dem Wirbel nicht schlen. Dieser verhindert das Aufhängen des Tieres und gestattet die schnellste und leichteste Ablösung. S. angebundene Tier kann sich aber nicht selbst lösen, da es nicht so hoch steigen kann, daß der Ring abgeht. So manches wertvolle Tier durch das Verwickeln in der Kette schon in eine unangenehme Lage geraten, ja sogar erstickt; durch beschriebene Befestigung sind derartige Fälle ausgeschlossen. E.

**Der Boden**, der eine Ernte an Nutzpflanzen bringen soll, muß auch zu rechter Zeit die notwendigen Nährstoffe für die Pflanzen durch Düngung mit Kali, Phosphorsäure und Stickstoff erhalten. Das ist eine für den Landwirt in der heutigen schweren Zeit besonders wichtige Aufgabe, die keiner vernachlässigen darf, und wenn es, wie manchmal z. B. bei Wintergetreide, wegen Schwierigkeit der Beschaffung von Kunstdüngern nicht möglich ist, wie sonst vor der Saat zu düngen, so soll diese Düngung darum doch nicht unterlassen, sondern zur Kopfdüngung nach Aufgehen der Saat im Herbst, dem Laufe des Winters oder kurz vor dem Wiederbeginn der Vegetation, z. B. Anfang März, gegeben werden. Das geht sehr wohl an und bringt Nutzen!

**Kal und Hecht grün.** Man schlachtet, klopft und wäscht die Fische wie oben, schneidet sie in Stücke, pumpt eine Knolle Sellerie und schneidet sie in Scheiben. Eine Petersilienwurzel wird gleichfalls in Scheiben schneiden, mit wenig Wasser zum Feuer gesetzt und darin ziemlich gar gekocht. Nach diesem tut

man die Fische, den Kal nach unten, da er länger kocht wie Hecht, dazu; gibt so viel Milch darauf, daß sie knapp übersteht, tut feingehackte Zwiebeln, Salz und etwas Pfeffer daran und läßt den Fisch darin gar kochen, nimmt ihn mit einem Schaumlöffel aus dem Topf und tut zur Tunke so viel in Milch klar gequirltes Weizenmehl, daß sie sämig wird, zuletzt fügt man ein gut Teil feingehackte grüne Petersilie hinzu. Dann gibt man das ganze mit Sellerie und Petersilie über die Fische. Auf diese Art kann man Kal, Hecht und Barsch, ebenso Schleien mit Barsch oder Hecht kochen. Frau S.

**Kriegskuchen mit Weizenmehl.** Unsere Feldgrauen haben immer Verlangen nach Kuchen, den sie so gerne essen als Abwechslung vom Kommissbrot. Folgender Kuchen eignet sich gut zum Verschicken. Zu  $\frac{1}{2}$  kg Kriegsmehl nimmt man  $\frac{1}{4}$  kg Weizenmehl, 125 g Zucker,  $\frac{1}{4}$  Liter Milch, zwei bis drei große, gekochte, geriebene Kartoffeln und fünf Pfennige Hefe. Wer ihn noch besser machen will, kann ein Ei oder etwas Butter daran tun. Der Teig wird tüchtig geschlagen, in die eingefettete Form gefüllt und einige Stunden gehen lassen. Gut durchgebacken, wird er am zweiten Tage ins Feld geschickt, wo er mit Freuden in Empfang genommen und verpeist wird. M. P. D.

### Frage und Antwort.

#### Ein Ratgeber für jedermann.

Da der Druck der hohen Auflage unseres Blattes sehr lange Zeit erfordert, so hat die Fragebeantwortung für den Leser nur Zweck, wenn sie brüchlich erfolgt. Es werden daher auch nur Fragen beantwortet, denen 20 Pf. in Briefmarken beigefügt sind. Dafür findet dann aber auch jede Frage direkte Erledigung. Die allgemein interessierenden Fragestellungen werden außerdem hier abgedruckt. Anonyme Zuschriften werden grundsätzlich nicht beachtet.

**Frage Nr. 9.** Der im August geschleuderte Honig will nicht kristallisieren resp. dick werden. Hat die trockene Zeit, besonders der Juni, Einfluß darauf? M. in B.

**Antwort:** Die trockene Zeit kann unumgänglich die Schuld tragen, daß Ihr Honig nicht kandierte. Jedenfalls haben Sie ihn geschleudert, ehe er völlig ausgereift und bedeckt war. Vielleicht liegt es aber auch am Aufbewahrungsraum, der zu warm und feucht ist. Uns ist eine derartige Erscheinung noch nicht begegnet. M.

**Frage Nr. 10.** Wie ich erfahre, läßt sich aus den grünen Schalen der Walnuß Farbe gewinnen, die sich zum Streichen von Fußböden eignet. Auf welche Weise werden die Schalen für diesen Zweck zubereitet und können sie noch anderswie verwendet werden? H. A. in J.

**Antwort:** Um aus grünen Walnußschalen eine Farbe zu gewinnen, läßt man die Schalen mindestens acht Tage lang in weichem Wasser liegen, gießt alsdann das Wasser ab, kocht es auf und erhält dadurch Nußbaumbeize. Fußböden hiermit geiricht, bekommen eine schöne Färbung, jedoch auch eine stumpfe Fläche, so daß sie gebohrt werden müssen. R. St.

**Frage Nr. 11.** Da jetzt Peru-Guano schwer zu beschaffen ist, so bitte ich um Rat, was man statt dessen zur Kartoffeldüngung ohne Stalldünger zum Frühjahr nimmt. Wieviel wendet man auf  $\frac{1}{4}$  Hektar an? E. W. in B.

**Antwort:** Die stickstoffhaltigen Düngemittel sind während des Krieges überhaupt nur in sehr beschränktem Maße vorhanden und schwer zu bekommen. Vielleicht können Sie etwas Ammoniumsulfat bekommen und wenden davon  $\frac{1}{2}$  bis 1 Zentner auf den Morgen ( $\frac{1}{4}$  Hektar) im Frühjahr an; außerdem jedenfalls jetzt im Winter auf den Morgen ( $\frac{1}{4}$  Hektar) 1 Zentner reines 40prozentiges schwefelsaures Kali. R. F.

**Frage Nr. 12.** Ein ca. 14 Wochen altes Schwein ist mit Krämpfen befallen; beim Füttern fällt es um, liegt dann 8 bis 10 Minuten und geht, nachdem es wieder zu sich gekommen ist, im Stall umher und wühlt in der Streu. Ich füttere Kartoffeln, Mehl, Weizenkleie und wenig Milch; der Stall ist luftig, aber warm. Wie ist dem Tier zu helfen? H. A. in Fr.

**Antwort:** Derartige Zustände kommen oft bei Ferkeln vor, die Würmer haben; Sie müssen die Abgänge des Tieres im Dung genau beobachten. Finden Sie hier weiße Gebilde von Bindfaden- bis Kleinfingerstärke, so geben Sie dem Ferkel 6 Gramm enthaltenden Nigamussamen unter das Futter. Mitunter sind auch die Vorläufer der Bandwürmer (Ninnen), welche auf das Gehirn oder Nervenstränge drücken, die Ursachen solcher

krampfartigen Erscheinungen. Leidet das Schwein an wirklichen Krämpfen, Epilepsie, so ist alles Behandeln nutzlos. P.

**Frage Nr. 13.** Ich habe im September ein Hausgrundstück mit einem mit Obstbäumen bepflanzten Gemüse- und Grasgarten gekauft. Der Garten ist ganz mit Moos überwuchert. Wie entferne ich dieses? B. in A.

**Antwort:** Verursacht wird Moosbildung in Rasenflächen meist durch Nahrungsmangel. Je weniger Nährstoffe der Boden enthält, um so mehr breitet sich das Moos aus. Um den Graswuchs zu fördern, empfiehlt es sich, im Laufe des Winters mit verdünnter Jauche zu düngen. In Ermangelung dieser können Sie die Rasenfläche mit Komposterde oder kurzem, halbverrotteten Dünger überdüngen. Im Frühjahr, wenn die Rasenfläche etwas abgetrocknet ist, wird dieselbe mittels einer eisernen Harke kräftig durchgeharkt und alle größeren Klümpchen des Düngers sowie abgestorbenes Gras und das Moos entfernt. Die kahlen Stellen werden mit Grassamen nachgesät und bis zum Aufgang des Samens gleichmäßig feucht gehalten. Außerordentlich starke Moosbildung kann man auch durch zerstampftes Eisenvitriol (500 g auf ein Quadratmeter) beseitigen. Bei der Anwendung von Eisenvitriol ist aber stets zu bedenken, daß man damit nur die augenblickliche Moosbildung einschränken kann. Ihre Weiterbildung kann endgültig nur dann gehemmt werden, wenn man die Herbst- oder Winterdüngung anwendet. Gr.

**Frage Nr. 14.** In unserer Bullenengenschaft sind sehr viele Kühe in letzter Zeit nicht tragend geworden. Nach dem Decken stellt sich bei den Kühen ein weißer, milchiger Scheidenausfluß ein. Viele rindern um und werden erst nach öfterem Decken wieder tragend. Vor kurzem wurden sämtliche Kühe und Kalben auf Scheidenkatarrh untersucht, die Zahl der damit befallenen Tiere war im Verhältnis zum Gesamtbestande unserer Bullenhaltungsgenossenschaft nicht erheblich. Als Heilmittel gegen den Scheidenkatarrh wurden Ausspülungen von Eichenrinden- und Kamillenabkochungen angeordnet, der weiße Ausfluß wurde als natürlicher Vorgang angesehen. Es sind mir nun über das Ergebnis der Untersuchung und über die Wirksamkeit der Ausspülungen Zweifel entstanden, und ich frage an, ob der Ausfluß als ein natürlicher Vorgang angesehen werden kann. Ist die Ausspülung gegen Scheidenkatarrh als genügendes Bekämpfungsmittel anzusehen? Kann durch den Ausfluß eine Übertragung stattfinden? B. in L.

**Antwort:** Ihre Zweifel sind sehr berechtigt, denn der Scheidenausfluß ist keineswegs ein natürlicher Vorgang, sondern eine Begleiterscheinung des ansteckenden Scheidenkatarrhs. Es ist kaum anzunehmen, daß eine große Anzahl Kühe der Genossenschaft gleichzeitig an chronischem Gebärmutterkatarrh (weißem Fluß) leiden soll. Bei letzterem ist der Ausfluß dick, schmutzig-weiß bis grünlich-gelb, übelriechend und erfolgt meist schubweise beim Liegen der Kühe, auch werden Schwanz und Schenkel davon beschmutzt. Beim Scheidenkatarrh ist der Ausfluß immer spärlich, erst eierweißartig, mitunter etwas eitrig und rahmartig, er tritt vielfach erst auf, wenn die anfangs geröteten kleinen Knötchen auf der Scheidenschleimhaut abzublaffen beginnen; das geschieht meist vier bis sechs Wochen nach der Ansteckung. Wahrscheinlich sind die meisten Tiere zu dieser Zeit befallen worden und der Untersuchende hat die Krankheit nicht für ansteckenden Scheidenkatarrh gehalten, darauf deutet auch die Anordnung der Ausspülungen mit Eichenrindenabkochung hin, denn hiermit ist der Scheidenkatarrh ganz bestimmt nicht wegzubringen. Es gibt eine sehr große Anzahl Mittel zur Bekämpfung dieser Krankheit, sie müssen aber ganz nach deren Auftreten, das sehr verschieden ist, ausgewählt werden. Sie überlassen dies am besten einem wirklichen Sachverständigen (Tierarzt). Der wird Ihnen auch sagen, daß in Bullenhaltungsgenossenschaften hauptsächlich der Zuchtbulle als Verschlepper der Krankheit anzusehen ist und es daher geboten erscheint, diesen vor jedem Sprung mit der Krankheit nicht mehr befallener Kühe zu desinfizieren, was durch Einführen von Bazillolapfeln oder ähnlicher, sich leicht auflösender Mittel ganz gut zu bewerkstelligen ist. Wenden Sie sich aber möglichst bald an einen Tierarzt, der Scheidenkatarrh ist am leichtesten bei frühzeitiger, sachgemäßer Behandlung zum Erlöschen zu bringen, die wirtschaftlichen Schäden können sonst außerordentlich groß werden. B.

Das Raschindreschen ist ja wegen Mangels an Uebersahl in den landwirtschaftlichen Arbeitskräften ziemlich allgemein geworden. Bei Roggen und Weizen haben sich auch kaum Nachteile an der Saatfrucht in bezug auf Keimfähigkeit hierdurch gezeigt. Hafer hingegen leidet meist beträchtlich dabei, da manches Korn zerföhren wird, was nicht mehr aufgeht. Durch Weiterstellen des Dreschkorbes zum Dreschen des Saathafers läßt sich das Uebel schon etwas vermindern. Besser ist hingegen noch, den Saathafers mit dem Flegel auszudreschen. Man muß natürlich hierzu die passenden Wintertage nicht erst verstreichen lassen, da nachher zu den verschiedenen Vorküblingsarbeiten draußen die Pflicht zu ernstlich ruft, um günstiges Wetter noch auf der Tenne verbringen zu dürfen. Auch die Reinigung des Saathafers sowie der übrigen sogenannten Sommerfrucht muß aus dem genannten Grunde recht zeitig besorgt werden. B. A.

Der Mergel ist ein Erzeugnis der Verwitterung einzelner Mineralien und enthält 60 bis 70 Prozent kohlenstoffsauren Kalk. Dieser Stoff ist es, welcher die vielseitigen Wirkungen des Mergels hervorbringt; es ist ein direkter Pflanzennährstoff. Man mergelt aber meistens aus anderen Gründen. Zunächst verwendet man ihn auf bindigem Boden, weil er diesen lockert, da er die Verfestigung der Tonarten bewirkt. Auch auf saure Wiesen gibt man Mergel und kann dann beobachten, daß die sauren Gräser eingehen und süße und nahrhafte nach und nach deren Stelle einnehmen. Durch den Mergel wird der Boden von Humusäuren frei gemacht und der Humus zerfällt sich schneller. Auch die schnellere Löslichkeit von Salpeter im Boden bewirkt der Mergel. B.

Ein arger Obstbaumschädling ist der Splintkäfer, welcher seine Anwesenheit durch kleine Rindendöcher, Bohrmehl und abgelöste Rindenteile verrät, namentlich an dünnen Zweigen; diese müssen schleunigst abgeschnitten und verbrannt werden. Sollte ein junger Baum von dem Schädling derartig befallen sein, daß er halbdtarr wird, so darf man ihn nicht langsam eingehen lassen, sondern man soll ihn abhauen und verbrennen, weil er ein Brutherd des Ungeziefers für die ganze Umgebung sein würde. B.

Zur Wahl der Edelreiser. Die Wissenschaft ist jetzt darüber einig, daß die einzelnen Pflanzen ihre Eigenschaften und Eigentümlichkeiten vererben, und zwar nicht nur die Art und Beschaffenheit ihrer Früchte, sondern vor allem auch die Fruchtbarkeit. Aus diesem Grunde muß den Züchtern von Obstbäumen dringend ans Herz gelegt werden, mit der Auswahl der Sorten sich nicht zu begnügen, sondern nur Edelreiser von solchen Bäumen zu wählen, deren Fruchtbarkeit ihnen bekannt ist. Aus der Nichtbefolgung dieser wichtigen Regel ist es zu erklären, daß manche Züchter von Obstbäumen, welche mit großen Kosten und vieler Mühe Bäume feinsten Sorte ziehen, zwar durch die erzielten Sorten, aber niemals durch die Menge der Früchte belohnt werden; denn das von einem unfruchtbaren Baum gezogene Bäumchen wird niemals viele Früchte tragen. W.

Johannis- und Stachelbeeren gelten als genügsame Pflanzen und werden beim Düngen meist etwas stiefmütterlich behandelt. Wenn dieselben auch wirklich genügsam sind, so sind sie doch für jede Düngung um so dankbarer. Am besten bewährt sich die Kopfdüngung mit Stallmist. Im Herbst wird das Land flach umgegraben und dann

der Mist darüber gebreitet. Wenn das Unkraut nicht dazu zwingt, bleibt der Boden im Frühjahr liegen, bis die Beeren geerntet sind. Die Mistbede hält den Boden feucht. Die Fleckentrantheit an den Blättern, der vorzeitige Abfall des Laubes sind immer nur die Folgen von Nahrungsmangel oder Trockenheit. Stachel- und Johannisbeeren folgen im Werte, ihre Anlage wird weiter lehren, mehr aber noch Pflege und Düngung. Schl.

Standort der Fuchsen im Winter. Sollen die Fuchsen im Frühjahr kräftig und reich blühen, so darf ihr Standort im Winter weder zu dunkel, noch zu feucht sein. Vor allem aber seye man sie nicht der heißen Zimmerluft aus. Im letzteren Falle treiben und blühen sie zwar vor der gewöhnlichen Zeit, aber die Triebe sind schwächlich, die Blüten bleiben unansehnlich und fallen bald ab. Stehen die Blumen im Winter wiederum zu kalt, so sind sie der Gefahr des Erfrierens ausgesetzt. Von dem richtig gewählten Standort für den Winter hängt also das Gedeihen der Pflanze im Frühjahr ab. Kühl, aber frostfrei, trocken und luftig sollen die Fuchsen im Winter stehen. So oft es die Witterung gestattet, bringe man die Pflanzen einige Stunden ins Freie. E.



**Sichtiger und Rheumatiker** loben einstimmig die rasche und sichere Wirkung der Togal-Tabletten. Ärztlich glänzend begünstigt. In allen Apotheken zu Mk. 1,40 u. Mk. 3,50.



## Eine gewonnene Schlacht hinter der Front

bildet die Arbeit der Landwirte. Ihnen ist es gelungen, den schändlichen Aushungerungsplan unserer Feinde zunichte zu machen. Nun gilt es, für die nächste Ernte Vorforge zu treffen. Zur Erzielung von Höchstserträgen gehört naturgemäß eine ausgiebige Düngung, in welcher neben Stickstoff, Phosphorsäure und — wo erforderlich — Kalk vor allem die

### Kalifalze

(Kainit oder 40%iges Kalidüngesalz) nicht fehlen dürfen. — Nähere Auskünfte über Düngungsfragen jederzeit kostenlos durch: **Kalifyndikat G. m. b. H., Agrikultur-Abteilung** Berlin SW 11, Dessauer Straße 28/29

#### Verlag von J. Neumann, Neudamm.

Im unterzeichneten Verlage ist erschienen ein **Praktisches Rezeptbüchlein für Tierbesitzer u. Landwirte** nebst Anleitung zur Errichtung einer tierärztlichen Hausapotheke von **J. Rodewald, Apotheker.**

Preis in Leinen gebunden 1 Mk. 60 Pf.

Das Buch soll in der Bibliothek jedes Landwirts stehen, seine Lehren werden vor manchem Viehverlust bewahren. Es ist zu beziehen gegen Einsendung des Betrages franko, unter Nachnahme mit Vortozuschlag von **J. Neumann, Neudamm.**

#### Bettnässen,

Befreiung garant. sof. Alter u. Geschl. angeb. Auskunft umsonst. **Hvg. Verandhaus Engbrecht, Stockdorf 153 bei München.**

#### Bettnässen,

Befreiung garant. sof. Alter u. Geschl. angeb. Auskunft umsonst. Institut „Sanis“, München 73, Dachauer Str. 54.

#### Verlag von J. Neumann, Neudamm.

Im unterzeichneten Verlage

### Treudeutsch.

Zwei Geschichten aus der Zeit des Russeneinfalls in Ostpreußen.

Von **M. Trost.**

Preis gebunden 2 Mk., gebunden 2 Mk. 50 Pf.

Zu beziehen gegen Einsendung des Betrages franko, unter Nachnahme mit Vortozuschlag.

**J. Neumann, Neudamm.**

Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen entgegen.

### Dhrenhausen

Ohrenfluß, Schwerhörigkeit, nicht angeborene Taubheit beseitigt in kurzer Zeit (97) Gehörbl.

Marke St. Bonifatius. Preis 4 2/3; Doppeltasche 4 4/5. Zahlreiche Dankschreiben. Versand: **Stadtbibliothek Pfaffenhofen a. Rh. 31 (Oberh.).**

#### + Damenbart +

Nur bei Anwendung der neuen amerik. Methode, ärztlich empfohlen, verschwindet sofort jeglicher unerwünschter Haarschwamm spur- und schmerzlos durch Wurzeln der Wurzeln für immer. Sicherer als Elektrolyse! Selbstanwendung. Kein Risiko, da Crisol garantiert, sonst Geld zurück. Preis 4 5/6 — gegen Nachnahme. **Herrn Wagner, Köln 72, Blumenstraße 30.**

## Persil

für  
Kinderwäsche

**Henkel's Bleich-Soda**

#### Verlag von J. Neumann, Neudamm.

Im unterzeichnetem Verlage ist erschienen:

### Im Wasgenwald.

Ein Jäger- und Kriegerroman aus dem Grenzland.

Von **Ferdinand von Raesfeld.**

Preis gebunden 3 Mk., gebunden 3 Mk. 50 Pf.

Ein Buch nach dem Herzen jedes aufrechten Deutschen, namentlich im Sinne unserer Landwirte, Forstmänner und Jäger! Der Verfasser ist ein bekannter Forstmann — Königl. preussischer Forstmeister — und als jagdlicher Schriftsteller und hirschgerechter Jäger weit bekannt. In seinem Roman führt er uns in die Forsthäuser und Wälder Ost- und Pothringens und schildert die schwierigen Aufgaben, die den deutschen Forstbeamten in dem Deutschland abholten Grenzlande fünfundzwanzig Jahre hindurch erwachsen. Deutsches Jagd-, Grenzwilderei, Schmuggel, Vaterlandsverrat sind die Schwereisse, frohliches Weidwerk, forstwirtschaftliche Erfolge, Liebe und Anerkennung bei den Gutgeheimten die Stunden des schweren Lebens im reichsständischen Walde. Aus solchem glücklich gewählten Hintergrunde hebt sich neben einer prächtigen Schilderung von Rand und Leuten die tragische Familiengeschichte des Helben unseres Romanes wirkungsvoll heraus. Wie ein vertieftes Unwetter braust dann der Weltkrieg 1914 in die Waldtäler der Wogesen, und da lernen wir deutsches Festhalten kennen, in dem auch unser Held dem Vaterlande dient und für dieses sterben. So gibt uns Ferdinand von Raesfeld ein Buch padenden Inhaltes, vorzüglicher Volksbeobachtung, vaterländischer Empfindens und nicht zuletzt voll herrlicher Natur-, Wald- und Jagdschilderungen. Zu beziehen gegen Einsendung des Betrages franko, unter Nachnahme mit Vortozuschlag.

**J. Neumann, Neudamm.**

Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen entgegen.